

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 10/21.
Telegraphische Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Anserate werden die 5spaltige Zeile ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 30 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Die Leistungen der Tuberkulosebekämpfung.

Leipzig, 6. August.

In jedem Jahre giebt das Deutsche Centralkomitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke einen umfangreichen Bericht über den Stand der Tuberkulosebekämpfung heraus. Der diesjährige Bericht teilt mit, daß das Reich demnächst mit mehr als hundert Heilstätten für Lungenkranke ausgestattet sein wird. Dann werden aber mehrere weitere Aufgaben aufgezählt, auf die sich ebenfalls der Kampf gegen die Schwindsucht erstrecken müsse. Hierbei kommt als eine der wichtigsten Aufgaben die Sorge für die Vermittlung geeigneter Arbeit nach Entlassung der Tuberkulösen aus der Heilstätte in Betracht.

Die größte Wichtigkeit gerade dieser Aufgabe wird uns klar, sobald wir uns die Verhältnisse vergegenwärtigen, in denen die Arbeiter der Schwindsucht zum Opfer fallen. Fraglos wird die immer weitere Verbreitung der Schwindsucht unter den Arbeitern durch ungenügende Ernährung und aufreibende Arbeit sehr stark begünstigt. Aus diesem Grunde soll ja der kranke Arbeiter, sobald sich sein Leiden bemerkbar macht, in die Heilstätte gebracht werden, damit er dort eine kräftige Nahrung erhält und zugleich alle schädlichen Einflüsse, namentlich auch anstrengende Arbeiten von ihm ferngehalten werden. In dieser Pflege erholt sich der Kranke allmählich und wird dann aus der Heilstätte entlassen. Wenn der Arbeiter aber jetzt zu derselben ungenügenden Ernährung und aufreibenden Arbeit gezwungen ist, wie früher, so wird er selbstverständlich in den meisten Fällen über kurz oder lang von der Krankheit wieder ereilt werden. Mithin kann in solchen Fällen ein dauernder Nutzen von der Behandlung kranker Arbeiter in den Heilstätten gar nicht erreicht werden.

Aus diesen Gründen muß dem kranken Arbeiter nach seiner Entlassung aus der Heilstätte eine solche Arbeit besorgt werden, die er ohne Schaden für seine Gesundheit zu leisten vermag. Aber auch damit ist es noch nicht gethan. Vielmehr muß der kranke Arbeiter zugleich für diese Arbeit einen Lohn erhalten, der zu einem auskömmlichen Leben, zu einer kräftigen Ernährung, zu einer gesunden Wohnung u. reicht: in der Regel also einen erheblich höheren Lohn als vordem, da er noch jede selbst die schwerste und ungesundeste Arbeit verrichtete. Daß diese beiden Aufgaben zu erfüllen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein Ding der Unmöglichkeit ist, liegt auf der Hand.

Das bestätigen auch die bisherigen Erfahrungen auf diesem Gebiete, obgleich mehrere Vereine auf die Unterbringung kranker Arbeiter nach der Entlassung aus den Heilstätten besondere Mühe verwendet haben. So hat die Arbeitsvermittlungskommission des Volkshelldienstvereins vom Roten Kreuz in Berlin die aus der Heilstätte Entlassenen, nachdem sie sich beim Schriftführer der Gruppe persönlich vorgestellt hatten, dem dortigen Centralverein für Arbeitsnachweis mit einem schriftlichen Ausweis zugeschickt. Aus diesem Schriftstück sind ersichtlich einerseits die Personalien des Arbeitsnachwehlers, andererseits diejenige Art der Arbeit, die von den Ärzten für die Betreffenden als wünschenswert bezeichnet werden muß. Auf Grund dieses Ausweises ist der Centralverein für Arbeitsnachweis dann in der Lage, eine, in jedem einzelnen Falle mehr oder weniger geeignete Arbeitsart zu vermitteln. Trotzdem war es in einer Stadt wie Berlin nicht möglich, in dem letzten Jahre auch nur den 47 Arbeitern passende Arbeit nachzuweisen, die darum nachgesucht haben. Es konnten nur 28 Arbeiter untergebracht werden und zwar in Stellungen als Hausdiener, Boten, Diener u. Das Schlimmste aber ist, daß auch in diesen verschwindend wenigen Fällen die Arbeiter sich mit einem Lohne von durchschnittlich 70—80 Mk. pro Monat zufrieden geben mußten. Wie soll davon in dem teuren Berlin ein Arbeiter, etwa gar ein Familienvater, leben? Es wird dann auch von dem Verein weiter berichtet, daß unter den 21 nicht erledigten Fällen sich 11 solche befinden, in denen die Arbeiter zu ihrer früheren Arbeit zurückgekehrt sind, teils weil ihnen die vom Verein vermittelte Beschäftigung nicht zusagte, teils weil sie ihnen zu wenig Verdienst einbrachte. — Ebenso hat sich die Vereinigung für kranke Arbeiter in Leipzig zur Aufgabe gestellt, Kranken, insbesondere den in Heilstätten Verpflegten, ihre bisherige (!) Arbeit zu erhalten bezw. ihnen andere Stellen zuzuwiesen. Zu diesem Zwecke wurden die Helfer und Helferinnen angewiesen, persönlich bei den betreffenden Prinzipalen vorstellig zu werden oder durch Umfrage bei verschiedenen Unternehmern andere geeignete Beschäftigung für die Kranken zu suchen. „Leider waren die Bemühungen nur in einzelnen Fällen von Erfolg“, berichtet die Vereinigung. Ein Teil der Prinzipale war — ehrlich genug, ohne Umschweife zu erklären, daß sie sich auf eine „wohlthätige“ Schönthuererei gar nicht einlassen und nicht die geringste Rücksicht auf den Kranken nehmen. — Endlich teilt Stadtrat Pütter-Halle, der Vorsitzende des Zweigvereins zur Bekämpfung der Schwindsucht in der Stadt Halle mit: „Nur in seltenen Fällen läßt sich für Schwindsüchtige Arbeit nachweisen.“

Er geht sogar so weit, den Kranken zu raten: die Arbeit auch dann fortzusetzen, wenn sie „zur Zeit dem Schwindsüchtigen nicht gerade zuträglich ist“. Das ist doch eine Bantrötterklärung in der deutlichsten Form. Das Ende vom Liede sind dann die üblichen Almosen. Von Vereinswegen, berichtet der Stadtrat weiter, werden den kranken Arbeitern mit ihrer „nicht gerade zuträglich“ Arbeit erforderlichenfalls Milch und sonstige Stärkungsmittel gewährt, auch werden sie durch ärztliche Nachuntersuchungen auf ihren Zustand kontrolliert. Und die Versicherungsanstalt Braunschweig gewährt 20 Tage lang nach der Entlassung aus der Heilstätte Mittagessen, um dem Kranken den Uebergang aus der kräftigen Kost der Heilstätte in die daheim seiner wartende „Familienkost“ zu „erleichtern“. Mit solchen Mitteln lassen sich aber doch die Folgen der „Familienkost“ und aufreibenden Arbeit für jene unglücklichen Arbeiter auf die Dauer nicht aufhalten.

Die kranken Arbeiter haben also nach ihrer Entlassung aus der Heilstätte im besten Falle zwar leichte Arbeit, müssen aber dafür sich um so mehr einschränken, um so mehr hungern; oder sie haben den früheren Lohn, zugleich aber auch die frühere aufreibende Arbeit. In den meisten Fällen jedoch werden sie gar keine Arbeit finden und sind so dem schlimmsten Elend, dem der völligen Verdienstlosigkeit überliefert. Auf diese Weise wird das, was in einzelnen — doch auch noch verhältnismäßig seltenen — Fällen durch die Pflege in den Heilstätten gut gemacht worden war, bald wieder beseitigt. Der Kampf der bürgerlichen Wohlthätigkeitsvereine gegen die Schwindsucht ist daher unter diesen Verhältnissen, wenn wir von den verschwindend seltenen Ausnahmefällen absehen, die reine Sisyphusarbeit. Nur durch die Verbesserung der Arbeits- und Lebensverhältnisse der Arbeiter kann auf eine allmähliche Zurückdrängung der Schwindsucht hingearbeitet werden. Der eigentliche Kampf gegen diese furchtbare Weisel der Menschheit kann jedoch erst dann beginnen, wenn die jetzige Ausbeutungswirtschaft überwunden und allen Menschen die Möglichkeit für ein menschenwürdiges Leben gegeben ist.

-v. h.-

Politische Uebersicht.

Kulmbacher Vier-Partei.

In dem oberfränkischen Wahlkreis Kulmbach-Forchheim steht ein Fünftel von der großen freisinnigen Armee. Die freisinnige Volkspartei musterte im Jahre 1898 3228 Wähler gegen 6045 nationalliberale und 5218 Centrumstimmen. Die Sozialdemokratie brachte es auf 1493 Stimmen. In der Stichwahl behauptete das Centrum den Kreis mit 8490 Stimmen.

Seuilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Clara Bleibig.

Mine drückte sie herzlich an sich. „Das freut mer, das freut mer, Berthchen! Ja, Du bis doch sehr gutt! Ich, hätten wer doch nie nich von zu Hause fortgemacht!“ Das klang wie eine wehmütige Klage. „Na, haste's denn nich gut. Wenn Der's bei Hauptmanns nich gefäll, dann zieh doch!“ sagte Bertha. „Ne, ne, es is allens ganz gut, nur“ — sie seufzte und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Na, 's hat eben jeder sein Kreuz. Weißte, Berthchen, warum ich komm?“ Mit einem etwas verlegenen Lächeln sah sie die Freundin von der Seite an. „Nat mal!“ „Haste nach mer Verlangen gekriegt?“ Mit einem toquetten Lachen wirbelte Bertha ihre hübsche Gestalt auf einem Fuß herum. „Weißte was, Mine, wollen wer nächsten Sonntag mal zusammen ausgehen — nach Halensee, scherbeln — was? Ich stell Der meinen Bekannten vor.“ Mine schüttelte den Kopf. „Ne, ne, das is nischte for mir. Weißte, Berthchen“ — sie machte eine Pause, es wurde ihr augenscheinlich schwer, mit ihrem Anliegen herauszurücken — „ich möcht mer gerne das Geld abholen, das ich Der geborgt hab. Du mußt merich nich for übel nehmen.“ „Das Geld? Was für Geld?“ „Na, Du weest doch; zwei Mark ganz im Anfang — 's is jetzt übere Jahr her — und dann noch mal später

fünf Mark un fuzig — Du wollst bei der Grummach was abbezahlen — un denn Pfingsten zwei Mark — Du gingst zum Frühkonzert — un denn noch mal fuzig Pfennige for Schokolade. Macht zehn Mark,“ schloß sie, ihr Zurückverlangen gewissermaßen mit der Höhe der Summe entschuldigend. Bertha wurde rot. „Ach so!“ Daran hatte sie gar nicht mehr gedacht. Wie unangenehm, daß sie augenblicklich nicht bei Kaffe war! Sie hätte es der Mine gern gleich gegeben. „Brauchste 's denn sehr nötig?“ erkundigte sie sich. „Wo zu denn?“ „Zu, brauch's,“ war die knappe Antwort. „Hat's nich noch'n bißchen Zeit! So wie ich wieder Bohn kriege, sollste die erschte sein, De kannst Dich drauf verlassen. Weeß Gott, wie das immer zugeht — eins zwei drei — der Lohn is weg, wie gepust!“ „Zehn Mark!“ Bertha lachte hell. „Ja, ja, zehn Mark, na wenn schon! Das is doch nich so wunder was, wie De thust! Das is gar nisch. Das giebt man leicht aus.“ „Zu nich!“ Ein Zug von Schmerz glitt über Mines Gesicht, der selbst Bertha auffiel. „Na, was haste denn nur?“ „Mine, gab keine Antwort; die verarbeiteten Hände im Schoß zusammengelegt, sah sie starr auf den Boden. „Haste Schulden? Das is doch schnuppe!“ „Ne, ne. Laß man, Berthchen! Ich muß nu gehen, hab noch Wäsche einzuweichen, en paar Büttchen voll. Abjü, Berthchen!“ Sie hol der Freundin die Hand. „Un nich wahr, so halb De kannst, krieg ich das Geld? De vergißt's nich?“ Bertha merkte, wie schwer es Mine wurde, ohne das Geld zu gehen. Schon auf der Treppe, drehte die sich noch einmal um und rief zurück „Vergiß es nich!“

Bertha horchte, wie sie hinunterging — schwerfällig, trap, trap. Nachdenklich ging sie dann in die Küche zurück — warum war die doch so niedergeschlagen? Ja, verändert hatte sich die Mine recht, Falken in die Stirn gekriegt und — puh, sah die verarbeitet aus! Sie hob die Lampe und besah sich mit einem kleinen, geschmeichelten Lächeln in dem Spiegelschen, das hinter der Gardine versteckt, am Fenster hing. Immer freundlicher wurde das Lächeln — ja, sie war hübsch! Sie hatten recht, alle, die es ihr sagten: der Bäcker, der Schlächter, der Kaufmann, die Herren, die ins Haus kamen, der Portier, die Plätterin, die Reimmachefrau, Mutter Reschke, die Bettler — alle, alle! Sie konnte sich gar nicht trennen von dem eigenen, lächelnden Bild, schon zitterte ihr Arm, der die Lampe hochhielt — da — wieder ein Pochen! Und nochmals ein rasches, ungeduldiges, heftiges Pochen. „Ja, ja, man Geduld! Ich komme schon!“ Sie öffnete. „Fräulein Trudchen, namu, Sie —?“ In maßlosem Erstaunen riß Bertha die Augen auf. „Still,“ sagte Trude Reschke mit eigentümlich leisem und doch hartem Ton. „'s Herr Selinger zu Hause?“ „Ja wohl — aber“ „Sonst jemand?“ Bertha schüttelte verneinend den Kopf, sie war ganz sprachlos — was würde nun werden? „Na, denn!“ Trude trat näher und sah die vor ihr Stehende mit funkelnden, wie im Fieber glänzenden Augen an. „Ich muß mal Herrn Selinger sprechen. Rasch!“ Hastig schob sie Bertha bei seite und machte Miene, aus der Küche in den langen Gang zu eilen. „Ne, ne, Fräulein Trude, halt! Was denken Se? Ich muß Se erst melden!“ „Nein!“ Trude machte sich von Berthas Hand los.